

Schwarzes Gift : eine Erzählung aus dem Volksleben

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nidwaldner Kalender**

Band (Jahr): **44 (1903)**

PDF erstellt am: **23.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1007931>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schwarzes Gift.

Eine Erzählung aus dem Volksleben.



I.

Es war gegen Ende März und usseed kalt. Droben auf den Höhen lag tiefer Schnee und drunten in der Ebene regte sich noch kein Leben auf Wiesen und Flur.

Eines Tages stiegen, in früher Morgenstunde, als die Nacht allmählig aus dem Thale zu weichen begann, ein Trüpplein Leute durch den öden, kahlen Buchenwald in die Ebene hinab.

Ein handfester Bursche lenkte voraus auf holprigem Wege einen Schlitten, auf welchem ein einfacher Sarg mit Stricken festgebunden war. Ein schlichtes Kreuz aus Tannenholz lag auf dem Totenbaum und ein Mann mit einer Laterne ging hintendrein. Ihm folgten ein paar Männer und Frauen und beteten laut den Rosenkranz. Es waren die Leute auf der sog. Halbenfluh, Bewohner der drei Häuser, die dort oben standen, abseits vom dem Geräusch der Welt, in stiller Einsamkeit.

Keine Kränze zierten den Sarg des Mannes, dem heute seine Kinder und Nachbarn das letzte Geleit gaben, und doch war der alte Hansi Sepp der Brävsten und Wärschhaftesten einer gewesen, die im Lande wohnten, ein Mann von altem Schrot und Korn.

Vor vierzehn Tagen, als der Alte trotz Wind und Wetter vom Berg herab zur Kirche kam, aufrecht und stramm, wie eine der alten Wettertaunen, die am Wege standen, da hätte wohl niemand gedacht, daß der rüstige Siebenziger so rasch das Zeitliche segnen würde. Aber der März ist ein böser Monat, er macht dem Doktor und dem Totengräber viel Arbeit und bringt dem Pfarrer reichliches Opfergeld und jedermann thut gut, sich vor Verkältung zu hüten, sonst hängt sich ihm die Lungenentzündung an, der heimliche

Stich und der macht kurzen Prozeß und wird auch dem Stärksten Meister.

Der Hansi Sepp hatte sein Lebtag nie eine Mixtur getrunken, nie ein Pülverlein eingenommen, er war eine Kraftnatur mit starken Gliedern und hartem Kopf. Von ihm erzählte man, er habe in jüngern Jahren einstmal eine morsche Buche gefällt, der Baum sei aber zu früh gefallen und gerade auf den Hansi Sepp gestürzt. Hansi Sepp jedoch nahm keinen Schaden, wohl aber die Buche, in die er mit seinem harten Schädel eine breite Brätsche schlug. Hansi Sepp hätte zwar nicht nötig gehabt, den Winter ins Holz zu gehen und zu arbeiten wie ein Knecht, denn er hatte Geld genug, Leute anzustellen, später auch erwachsene Kinder, die schaffig und baumstark waren, wie er, der Vater.

Ein Ungeratener befand sich gleichwohl unter seinen Söhnen und das war der Tönel. Der hatte ganz aus der Art geschlagen und während die andern zwei Buben und das Meitschi, Thereseli hat es geheizen, ihre Freude daran hatten, den ganzen Tag zu werchen und über den Boden inen zu schlagen, saß der Tönel lieber im Schatten



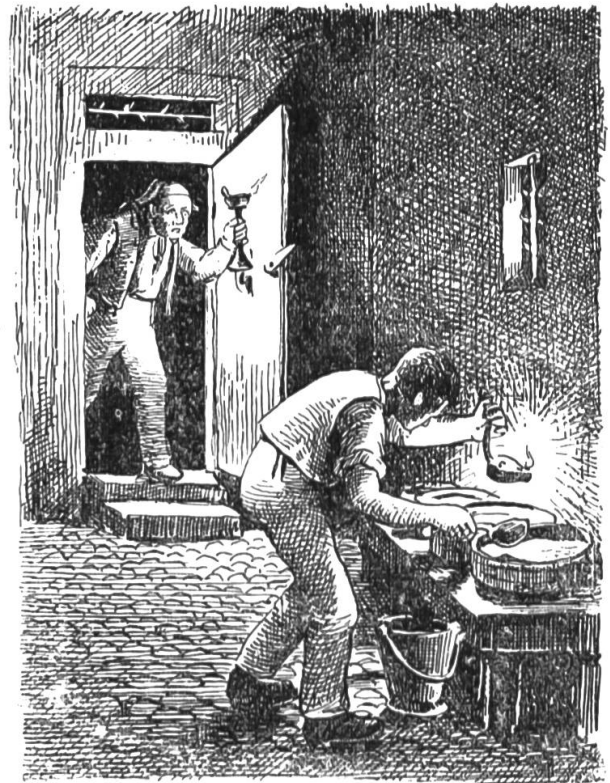
und rauchte sein Pfeifchen. Beim z'Müni und z'Füsi, wenn's ausnahmsweise ein solches gab, lies er sich dann schon führen und war der Erste auf dem Platz, — aber auch der Letzte, der wegging.

Der Vater mahnte, aber es half nichts. War der Tönel mit den Händen zu faul, so war er mit der Zunge um so disiger und gewehrter, und gab der Vater ihm einen Kafalantis, so hängte er ihm das Maul an, lief zu Stube hinaus und schloß die Thüre.

Eines Abends, es war in der Faschnacht, hatte man in der obern Großenmatt, so hieß Hansi'sepp's Heimen, z'Nacht gegessen und den Rosenkranz gebetet, der Tönel aber war darunter eingenickt, wie gewohnt. Als der Vater das Kreuz machte, wachte der Tönel auf und riech sich die Nagn, dann fing er an, zu nurggen und zu mieden und klagte, wie sie auch gar nichts Lustiges hätten in der Faschnacht, sondern eister nur arbeiten und beten müßten, — er möchte doch auch einmal etwas Besseres. Beim Heubirli-franz hätten sie allbott eine Nidel und der Chriej-lochnazi in der untern Großenmatt, wenn er schon ein schindiger und huslicher sei, habe doch gestern zwei Maß Wein holen lassen, das Urscheli habe es ihm selber gesagt. — Die Mutter wollte Kürbitte beim Vater einlegen, daß er seine Einwilligung gäbe, eine Nidel zu blähen, aber der Hansi'sepp sagte kurz und entschieden: „Expres gibts hinecht keine Nidel. Tönel, Du mußt wissen, daß nicht du der Herr im Haus bist und daß du nichts zu befehlen hast. Die andern Kinder, die es besser verdient hätten, als du, sind zufrieden, du aber hast immer das Maul offen und führst eister das große Wort.“

Der Tönel antwortete nichts, aber er stand auf, fürchrepsrot wie ein Guggel und schnerzte gegen den Vater: „Ich will doch luogen, ob ich nicht Nidlen bekomme!“ Mit diesen Worten verließ er die Stube und warf die Thüre ins Schloß, daß die Fenster zitterten.

Der alte Hansi'sepp, der dem Burschen nicht traute, ging dem Tönel nach und auch die andern Buben, der Hansi und Fränzel, folgten ihm. Der Tönel war aber schon im Milchfeller unten und eben dran, von einer Mutte Milch die Nidel abzunehmen, als ihn sein Vater bei der Arbeit überraschte und ihm in der ersten Aufregung mit einem tüchtigen Ehleipen aufwartete. Jetzt ertaubete der Tönel ebenfalls, kehrte sich um und erhob die Faust gegen seinen eigenen Vater. —



Das sahen der Hansi und der Fränzel, die inzwischen herbeigekommen waren, und nun ging's los. Mit den Worten: „Was! du wüster Föbel, du willst den Vater schlagen!“ stürzten sie auf den Tönel los und trischaggeten ihn, daß er stöhnte und ächzte. — Mit Mühe gelang es dem Hansi'sepp, seine Buben zu trennen und etwas zu beruhigen.

Am andern Morgen war der Tönel nirgends zu finden, er hatte noch in der gleichen Nacht sein Bündelchen gemacht und sein Vaterhaus verlassen.

Bald waren vier Wochen verflossen, seit die Haldenfluoh-Leute den alten Hansi'sepp auf den Friedhof bei der Kirche begleitet und dort zur letzten Ruhe gebettet hatten. Der Tönel, von dem man vernommen hatte, daß er im Entlibuch bei einem Bauer im Dienst stehe und dem man vom Tode seines Vaters Mitteilung gemacht hatte, ließ sich nirgends sehen.

Eines Abends, als man in der obern Großenmatt nach löblicher Gewohnheit für den Vater sel. den Psalter gebetet und das Lichtlein für die armen Seelen angezündet hatte, waren die Geschwister zeitig zu Bett gegangen, nur die Mutter flichte noch an einem Paar Hosen herum und saß in der Stube beim Ofen.

Plötzlich fing der Bären heftig zu bellen an und sprang auf die Stubenthüre zu, als verlangte er, hinausgelassen zu werden. An der

Hausstüre, die bereits schon zugeriegelt war, ließ sich ein deutliches Pochen vernehmen, und die Mutter, die schon glaubte, ihr Hansi sepp sel. habe sich gekündet, streckte erschrocken den Kopf zum Stubenfenster hinaus und fragte: „Wer ist da?“ „Ich bin es, Mutter!“ Sofort erkannte die Mutter die Stimme. „Jeters, Jeters!“ rief sie, „üsä Tönel ist da!“

Sofort wurde dem späten Ankömmling die Thüre geöffnet, die Mutter, hoch erfreut, daß ihr Sohn wieder da war, wollte absoluti die Brüder und das Meitschi wecken, aber der Tönel wollte nichts davon wissen, sagte auch, er habe im Dorf unnen schon z'Nacht gegessen, sei müde und möchte gern bald in's Bett. Die Mutter führte den Tönel in die obere Laube, wo stets ein Bett für etwaige Gäste bereit stand und bald schnarchte der verlorne und wieder heimgekehrte Sohn unter der schweren Federdecke.

Am andern Morgen machten der Hansi und Fränzel große Augen, als der Tönel beim Kalazen erschien, doch begrüßten sie ihren Bruder freundlich und das Thereseli brieggete schier vor Freude. Der Tönel erzählte, wie er gerne schon früher heimgekommen wäre, aber sein Bauer habe ihn halt nicht gehen lassen, weil er es ohne ihn schier nicht habe machen können und er habe es mit Gewalt erzwingen müssen, heimzukommen. Die Brüder glaubten, was der Tönel sagte, obwohl alles erstunken und erlogen war. Der ungeratene Sohn wollte absichtlich nicht bei der Beerdigung seines Vaters sein, bei der Teilung aber, die nach dem Dreißigsten vorgenommen wurde, begehrte er nicht zu fehlen.

Bei der Teilung, bei der es oft sogar unter Brüdern zum Händeln kommt, verlief alles ganz gut. Der Älteste, der Hansi übernahm das Heimen, Haus und Land und zahlte seinen Geschwistern eine anständige Aussteuer. Dagegen versprachen die Brüder einstweilen beim Hansi zu bleiben und ihm gegen anständigen Lohn das Land werchen zu helfen. Natürlich blieben auch die Mutter und das Thereseli beim Hansi auf der obern Großenmatt. In alten Zeiten war es nämlich oft noch Uebung, daß die Geschwister auch nach dem Tode des Vaters beisammen blieben und keinen eigenen Hausstand gründeten, sondern bei dem Ältesten wohnten, seinen Kindern Götli und Gotten waren und bis an ihr seliges Ende zum Hause gehörten. So verdingte sich auch der Tönel bei seinem Bruder Hansi als Knecht, aber nicht zum Vorteil des Letztern.

Mit dem alten Hansi sepp war auf der obern Großenmatt der Segen ausgezogen, mit dem Tönel hielt das Unglück seinen Einzug und das kam so.

Das Hauswesen führte immer noch die alte Mutter und das Thereseli stand ihr thätig zur Seite, aber unter den Brüdern fehlte die Einigkeit und daran war der Tönel schuld. Wenn der Hansi etwas befaß, so war es schon läß. Der Tönel meinte alles besser zu verstehen, er sei in der Fremde gewesen, pflegte er zu sagen, und im Entlibuch mache man es ganz anders. Kost und Lohn waren ihm auch zu gering. Im Entlibuch, da möge man ganz anders schaffen, da bekomme man auch zu essen, daß man das Arbeiten erleiden möge und nicht immer nur Suiffi und Herdäpfel und Herdäpfel und Suiffi. Das sei zu lugg für's Wärdchen. Bei seinem Bauer habe man alle Tage Schnaps bekommen, das habe Guraßchi gemacht zur Arbeit. Bei strengerer Arbeit habe es regelmäßig ein „Schwarzes“ gegeben und zwar sei man da vier-spännig gefahren, man habe nicht bloß ein Stifeli, sondern grad viere ins Kaffee geschüttet, das sei ifam gut und gebe Kraft.

Auf der obern Großenmatt hatte man bis dahin vom Schwarzen noch gar nichts gehört, die Mutter wußte nicht einmal, was das Schwarze sei. Hatte man strenge Arbeit wie z. B. im Sommer beim Heuen, da gab es ein Glas Most. Im Winter, wenn die Buben in's Holz gingen und es gar kalt war, gab ihnen die Mutter in einem Gutterli etwas „Bäzi“ mit, aber der Hansi trank nie davon, es mache ihm den Husten, sagte er. Auch schon der alte Vater Hansi sepp selig hatte das Schnaps wie Gift geflohen, nie kam ein Tropfen dieses Getränkes über seine Lippen und wenn er etwas Appartiges haben wollte, so ging er z. B. an der Aelperkilbi oder in der Fasnacht in's Kreuz und trank ein Schöppli roten Welschen, auch ließ er am Samichlausestag oder an den Heiligtagen eine Maß oder zwei aus dem Dorf holen und trank sie mit der Familie daheim.

Der Tönel hatte sich in der Fremde das Schwarze so angewöhnt, daß er vor einem Nidlenkaffee Eckel empfand und das beste Essen stehen ließ, wenn ihm dafür ein „Choli“ aufgetragen wurde. Mit seinem Schimpfen und Aufbegehren brachte er es dahin, daß dem Hansi das ewige Wieden verleidete und er eines Tages dem Thereseli befaß, ein Schwarzes zu machen. Jetzt war

der Tönel zweig, weiß wie. Er schenkte tapfer ein, that brav Zucker dazu und sparte das Bäckwasser nicht. Der Fränzel wollte nicht recht dran gehen, er nahm zuerst nur ein Schlückli, dann probierte auch der Hansi ein wenig, endlich mußten auch die Mutter und das Thereseli Bescheid thun, und zuletzt kam man überein, das Gfüß sei doch nicht so schlecht. Am andern Tag sträubten sich die Geschwister schon viel weniger, mit dem Tönel zu schwärzen und am dritten Tag waren sie mit ihm schon ziemlich einverstanden. Als das Thereseli am Samstag in's Dorf appen ging, um einzukaufen, schleppte es einen ganzen Zuckerstock und fünf Pfund Kaffee, vom Besseren, mit sich heim und im Chuchigänterli erhielt die Schnapsflasche den Ehrenplatz.

II.

An die obere Grozenmatt stieß die untere, ein Heimwesen, zwar nicht so groß, wie das des Hansisepp, doch immerhin ein schöner, ertragreicher Blätz Land. In dem alten, etwas haufälligen Hause wohnte der Chriesilochnazi mit seiner einzigen, bereits erwachsenen Tochter, dem Urscheli. Der Chriesilochnazi hatte Bazen im Kästen und Gülten im Druckli, aber er war ein Geizhals und ließ nichts zwegmachen am Hause und auf dem Land. Durch das morsche Schindeldach drang der Regen in die Laube, die Hausstiege war am Zusammenbrechen und die Herdplatte in der Küche fiel schier auseinander. Je schlechter das Haus ausah, um so hübscher putzte sich das Urscheli heraus, denn der Vater war ganz vernarrt in sein herziges Meitschi und that ihm, was es nur wünschte. Es hatte nicht nur das schönste Silberzeug, Halsbetti, Haarnadel und Gölkerketteli von der Mutter sel., sondern jeden Heiligttag trug es auch einen neuen Rock und Unterrock und jedesmal einen neuen Vorstecker und schwänzelte in der Kirche durch den großen Gang führen in die vordersten Stühle, daß die Weibervölcher einander pungeten und die ledigen Buoben alle den Hals streckten.

Die Leute auf der untern und obern Grozenmatt waren seit alter Zeit gute Freunde. Wenn die Obern am Heuen waren und es drohte ein Gewitter, so kamen ihnen die Untern zu Hilfe, ja sie halfen einander oft, wenn keine Not war und die eine Part eben nichts Liegendes hatte. —

Besonders gern verweilte der Tönel bei den Leuten in der untern Grozenmatt. Mußte drunten ein Werkzeug entlehnt werden, so wollte es immer

der Tönel holen und wieder zurücktragen. Am Sonntag richtete er es fast immer so ein, daß er auf dem Wege zur Kirche mit dem Urscheli zusammen traf und wenn er beim Heuen anshalf, war er immer in der Nähe desselben, um mit ihm zu plaudern und es zu necken. Das Urscheli ließ sich aber auch nicht ungerne necken, und je öfter der Tönel in's Haus kam, umso lieber sah es das Meitschi. Seit dem Tode des alten Hansisepp war das Urscheli viel häufiger in der obern Grozenmatt als früher, es hatte immer etwas mit dem Thereseli zu thun, sah es aber grüseli gern, wenn der Tönel ummen war und mit ihm karisierte.

Wenn im Sommer der Chriesilochnazi oder seine Tochter beim Heuen aushalfen, so mußten sie natürlich auch in der obern Grozenmatt z'füß nehmen. Da ging es oft bodenlustig zu. Der Tönel wußte immer etwas zu erzählen, das er in der Fremde, besonders im Entlibuch erlebt hatte, und das närrsche Urscheli hatte seine Freude an jedem Worte, das er sagte. Was aus Tönels Maul kam, war alles schön, selbst wenn er so dumme Späße und Anspielungen machte, daß sich seine Brüder darob aufhielten, das Urscheli wurde nicht einmal rot und lachte mit, wenn der Tönel lachte.

Nach ein paar Wochen war es kein Geheimnis mehr, daß der Tönel und das Urscheli in einander bis über die Ohren verliebt seien und daß die Leutchen es fast nicht erbeiten könnten, bis das erste Jahrzig vom Hansisepp sel. vorüber sei.

Der Chriesilochnazi war zuerst mit dem Handel nicht recht einverstanden. Er meinte, in der obern Grozenmatt seien zu viele zum Erben da gewesen und es habe auf einen Teil gar grüseli wenig gebreicht. In der Fremde habe der Tönel nicht viel verdient und der Ausstand, den er vom Hansi erhalten habe, sei gering. Das Urscheli sei ein properes Meitschi und so bisig und alert, daß es sicher einen Reicheeren bekomme, vielleicht gar einen vorgesezten Herrn. Er suchte daher seiner Tochter zuzureden, daß sie sich den Tönel aus dem Kopf schlage, aber das Urscheli that wie unsinnig, machte ein taubes Gesicht und fing an zu flennen. Es gehe lieber in's Kloster, als daß es einen andern nehme, sagte es, mit dem Tönel allein werde es glücklich und sonst mit keinem. Der Vater erschlöpste und gab nach. „Miera“, sagte er, „so nimm ihn, du mußt ihn haben!“ Mit diesen Worten kehrte er seinem Meitschi den Rücken und ging chybig weiter.

Der Tönel konnte es nicht verbrochen, daß die erste Fahrzeit seines Vaters sel. in die Fasten fiel, er hätte zu gerne schon in der Faschnacht geheiratet, so aber mußte er schandenhalber warten, bis die verbotene Zeit vorüber war, er konnte sein Hochsig erst nach Ostern halten.

Das Hochsigmahl wurde im Dorf beim Bären gehalten und von den Haltenfluoh-Leuten fehlte fast niemand, als die alte Mutter in der obern Großenmatt, die schon lange eister ummen-gruchsete und kränkelte — und das Thereseli, daß bei ihr gaumen mußte. Am Abend wurde getanzt und bevor die Hochzeitsgäste aufbrachen noch ein „Choli“ getrunken, an dem auch die junge Frau teilnahm, dem Tönel z’lieb.

Tönel zog nach seiner Heirat in der untern Großenmatt ein. Der Hansi ließ ihn gerne gehen, denn seit der Heimkehr seines Bruders war alles hindersi gegangen und Friede und Einigkeit waren geflohen. Die alte Mutter konnte nicht mehr arbeiten, das Thereseli war ein guter Tschoppen und ließ alles trohlen, das heillose Schnapsen nahm immer mehr überhand und der Hansi sah wohl ein, daß der Tönel ein böses Gift in’s Haus gebracht habe, — er dankte daher Gott, als sein Bruder Abschied nahm.

Der alte Chriesilochnazi war seit längerer Zeit auch nicht recht zweg, die Gliedsucht plagte ihn schrecklich, er konnte zeitweilig nur so an einem Stecken herumhülpen und alle Rustig vom Dokter half nichts. Das Urscheli lag ihm Tag und Nacht in den Ohren, er solle sich doch Ruhe gönnen und dem Tönel Haus und Land abtreten; er habe lange genug geschafft und gearbeitet, es und der Schwiegersohn wollen ihn auf den Händen tragen und ihm thun, was sie ihm nur im Gesicht ansähen.

Der Chriesilochnazi kratzte hinter den Ohren, er wollte nicht ja und nicht nein sagen. Das Schinden und Strapazen hielt er zwar bei seiner Gliedsucht und seinem engen Atem schier nicht mehr aus, aber eineweg trug er Bedenken, das Hest aus den Händen zu geben. Er pflegte zu sagen: „Man hat Exempel von Beispielen genug, wie diejenigen ins Elend kamen, die ihren Kindern das Regiment zu früh überließen zc.“

Unter vielen Streichen fällt auch die stärkste Eiche und seiner Tochter gegenüber war der Nazi keine Eiche, sondern ein schwaches Rohr. Das Urscheli ließ nicht ab mit Zureden und Flattieren, mit Mieden und Räbten, bis endlich der geplagte Vater nachgab und seinem Schwiegersohn Haus

und Heimen, Mattli und Gaden nach einem billigen Anschlag überließ. Für sich dingte er nur Kost und Kleidung und ein Stübli zur Wohnung aus.

Anfangs ging alles gut, der Chriesilochnazi wurde förmlich gehätschelt. Er war dem ersten Kind Götti und der Himmel hing voller Basgeigen. —

Kurz nachdem die untere Großenmatt in Tönels Hände übergegangen war, fand es der neue Besitzer für unumgänglich notwendig, das Haus renovieren zu lassen. Das Dach habe Löcher wie ein Sieb, sagte er, im Fußboden seien Spalte, daß man in den Keller hinabluogen könne und die runden Scheiben in den Fenstern seien ganz erblindet. Am besten sei es wohl, wenn man die ganze Drucke zusammenreißt und ein neues Haus aufbaue. Mit Umenflicken sei es nicht gemacht und die Flickarbeit sei gerade die teuerste.

Dem alten Nazi grausete es ab diesem Plan, „Das kostet entsetzlich viel Geld“, jammerte er, „viel hundert und hundert Franken, wo willst du das Geld hernehmen, Tönel?“

Der Tönel lachte. — „Geld gibt’s gnuog, Schwiegervater. Man muß die Fünfliber nicht eister aufeinander hocken lassen und nur Suraschi haben, Geld gibt’s gnuog!“

Der gute Nazi sperre Augen und Maul auf, als er seinen Schwiegersohn so reden hörte. Er klagte es seiner Tochter, — da kam er aber an die Rechte. „Was kommt euch in den Sinn, Vater!“ rief Urschi, „wollt ihr warten, bis uns die alte Holzhütte da über dem Kopf zusammengeht? Ein neues Haus ist ämel keine Hoffart mehr für Leute, die es haben und vermögen. Man muß sich ja schämen, in einem solchen Nest zu wohnen.“

Jetzt war der Nazi besiegt, — er schwieg, — aber eine Heidenangst ergriff ihn; er ahnte, daß auch er und seine Fünfliber im Rasten in Mitleidenschaft gezogen würden.

Wenige Tage vergingen, da rückte ein Fuder Sand und Steine nach dem andern an, Bauholz wurde den holprigen Weg hinaufgeschleppt und vor dem alten Haus abgeladen. Eines schönen Morgens kamen die Zimmerleute und der alte Chriesilochnazi trippelte ganz aufgereggt beim Bauholz herum und mußte zusehen, wie die Männer sich daran machten, seinen ehemaligen Palast zusammenzureißen, nur soviel blieb stehen, daß man zur Not noch im alten Hause wohnen konnte.



In ein paar Wochen war das neue Haus aufgerichtet — viel größer, als es der alte Nazi erwartet hatte. Was er befürchtet hatte, traf nur zu bald ein, eines schönen Morgens erklärte ihm der Schwiegersohn, er müsse Geld haben, um die Arbeiter zu bezahlen. Der Schwiegervater sollte doch so gut sein und ihm ein paar hundert Franken leihen, er wolle das Geld sicher und bestimmt innert einem Jahr wieder umen geben und es zudem noch gehörig verzinsen. Der Chriesilochnazi machte Einwendungen und hatte Entschuldigungen, aber es half alles nichts, der Tönel ließ nicht nach und der alte Mann mußte blechen. —

Etwa einen Monat später kam der Tönel abermals und heischte Geld, — der Nazi verlegte sich aufs Lügen und behauptete steif und fest, er habe nichts mehr zu geben, — da ging die Thüre auf und das Urscheli kam herein und fing an zu flennen und zu jauseln: jetzt hätten sie alles so schön und so gut eingerichtet, es fehle nur noch ganz wenig, so seien alle Schulden bezahlt. Der Vater mache ihns und ihren Mann unglücklich und stürze sie mit Fleiß in's Elend, wenn er nicht noch einmal helfe. Geld habe er genug, das wisse es, das Urscheli, gar wohl und einstweilen könne er ein paar Gülden versetzen, die seien ja wieder einzulösen. Der Nazi war zwischen Thür und Angel, er gab nach und mußte noch

ein paarmal nachgeben, bis er selber gar nichts mehr hatte.

Wozu brauchte der Tönel ein so stattliches und gut eingerichtetes Haus? Umsonst grübelte der Chriesilochnazi über dieses Rätsel nach, umsonst stellten die Nachbarn diese Frage an sich. Der Tönel war schon längst im Klaren und im Geheimen hatte er es mit seiner Frau gleich nach der Heirat ausgemacht: in der untern Großenmatt sollte ein Wirtshaus oder gar ein Kurhaus erstellt werden. — Gute Freunde im Gemeinderat hatten ihm die Versicherung gegeben, das Wirtschaftspatent werde ihm sicher erteilt werden, da keine andere Wirtschaft in der Nähe sei, und die Halbensluoh sei für ein Fremdenkurort geeignet, wie kein zweiter Platz, der Tönel solle nur bauen, es werde sich ihm eine Goldgrube öffnen.

III.

Es war im Mai des nächsten Jahres, da stand eines Tages im Amtsblatt zu lesen, daß am nächsten Sonntag die Wirtschaft zum „Tannenbaum“ in der untern Großenmatt mit musikalischer Unterhaltung eröffnet werde. „Für gute Küche und reelle Weine ist bestens gesorgt.“

Die Einladung blieb nicht ohne Erfolg. Junge Burschen, Gefellen und Tagelöhner aus dem Dorfe fanden sich ziemlich zahlreich in der neuen Wirtschaft ein, zwei Handorgeln, eine Bassgeige und ein Klarinett vertraten das Orchester und das Urscheli rannte als Frau Wirtin im vollen Staate wie eine Schnurriffluge in der Stube herum und redete mit den Gästen hochdeutsch: „Wünschen Sie Chalberkrees oder Chuttlenblätz?“ Die Gäste merkten bald, mit was für einer Wirtin sie es zu thun hatten und die jungen Burschen fingen an, mit Urscheli den Gugelfuhr zu treiben. „Können wir Schampanier haben?“ fragten sie. „Es thut mir leid“, sagte die Wirtin, „der Schlampanner ist noch nicht angestochen, denn die Speine hat eben nicht hotten wollen.“ „He, Frau Wirtin! Bringen Sie mir etwas Gulasch“, rief wieder ein anderer. „Thut mir sehr leid“, entgegnete Urscheli, „das Gurasch ist uns soeben ausgegangen.“

Gegen Abend ging es im Tannenbaum immer toller und lustiger zu. Es wurde gelärmt und gejohlt, gesungen und gepolttert, daß es nicht mehr schön war. Stürmisch begehrten die jungen Leute, daß die Musikanten einen Tanz aufspielen sollten und der Tönel schickte die Magd zu des Heubirli-

franzen ubern und ließ den Franz bitten, daß er doch mit seinen drei Meitschenen, dem Babeli, dem Bethli und Anneli in den Tannenbaum komme, es solle nichts kosten.

Der Heubirli Franz wollte anfangs von der Einladung nichts wissen, es schickte sich nicht, daß seine Meitschi in's Wirtshaus gehen, aber da gab es Thränen und Klagen, Bitten und Beschwürungen, bis der Vater sich erweichen ließ und mit seinen Töchtern den Weg nach dem Tannenbaum einschlug.

Der Tönel und das Urscheli gingen dem Heubirli Franz und seinen Töchtern bis unter die Thüre entgegen, begrüßten sie überaus freundlich und konnten nicht genug sagen, wie sehr es sie freue, daß sie ihnen die Ehre geben und der Eröffnung der Wirtschaft beizuwohnen die Güte hätten.

Nach dem Hirten kamen auch Tönels Brüder aus der obern Großenmatt und nahmen an der Lustbarkeit teil, das Tanzen war bereits im vollen Gang, denn auf der Haldenfluh gab es keine Polizei.

Während des Heubirli Franzens Töchter lustig in der Stube herumwalzten, saß der Vater seelenvergnügt hinter einem Schöpplein, das lustige Leben fing ihm zu gefallen an. Zwar hatte er den steifen, festen Vorsatz gemacht, mit seinen Meitschenen spätestens um 10 Uhr nach Hause zu gehen, aber es wurde 11 und 12 Uhr und der Franz saß noch immer hinter dem Tisch und der Tönel schenkte ihm fleißig ein. Da stieg dem Alten der Wein in den Kopf und die Tanzmusik fuhr ihm in die Beine, nach Mitternacht machte er selber einen lustigen Walzer und Galopp mit. Auch der sonst etwas verschlossene Hansi aus der obern Großenmatt war nach und nach aufgethaut und tanzte und träbelte, mit den Schuhen, daß das ganze Haus erzitterte.

Nach und nach verließen die entferntern Gäste die Wirtschaft, es blieben nur noch Tönels Brüder und der Heubirli Franz mit seinen Töchtern zurück.

Nochmals dankte Tönel den Brüdern und Nachbarn, daß sie an der Eröffnung teil genommen hatten und überglücklich bei dem ersten Erfolg, den er heute gehabt, lud er die Gesellschaft zu einem „Choli“ ein.

Der Heubirli Franz, dem es im Kopf ganz trümmelig war, wußte nicht, was er zu der Einladung sagen sollte, denn das Schwarze war ihm bis dato unbekannt, doch wehrte er sich nicht lange und die Buben in der obern Großenmatt waren schnell bereit, Tönels Anerbieten anzunehmen.

Nicht lange und die Kanne mit dem Schwarzen stand auf dem Tisch, die Zuckerbüchse g'hufet voll Zucker stand daneben, das Urscheli ging mit den kleinen Gläschen herum und der Tönel schenkte echtes Chriesiwasser ein.

Der Heubirli Franz, der an entsetzlichem Durst litt, nahm einen kräftigen Schluck und dann noch einen, „das ist doch ifam guot“, sagte er und setzte das Beckli gleich wieder an seine Lippen. Als er ausgetrunken hatte, ließ er sich noch einmal einschenken und dann fing er an zu jodeln und zu jauchzen, wie er es seit seinen jungen Tagen nie mehr gethan hatte. — Die ganze Gesellschaft klatschte Beifall und ließ nicht nach mit Bitten, bis der Heubirli Franz noch Eines zum Besten gab und zuletzt den geistreichen Zusatz machte:

„Und uis isch das Liädli,
Und uis isch der Tanz!
Bringid mer äs Glesli
Und fillid's mit Branz.
Fillid ier's mier mid Brantäwi?
Oder fillid ier's mier mid Biär?
Lustig sind ander Lyt
Lustig sind mier!“

Jetzt wollte der Tönel auch nicht dahinnen bleiben, nahm sein Urscheli beim Arm und johlte mit heiserer Stimme:

„Ich und mi Alti
Mier gahnd ga bättlä,
Dui nimmst dr Bättelsack
Und ich dr Stäckä,
Dui gehst is ober Huis
Und ich is under,
Dui nimmst dr Bättelsack
Und ich der Plunder.
Ich nimä 's Brod i Sack
Und dui dr Ankä,
Ich sägä: Hälfli Gott!
Und dui muoft dankä.“

Gerade über der Gaststube befand sich das Kämmerlein, in welches sich der alte Chriesilochnazi zurückgezogen hatte. Der alte Mann konnte das Wirten nicht leiden. Er hörte nicht auf, über seinen Schwiegerjohn zu mudern und zu räsonnieren, daß er aus seinem Hause eine Wirtschaft gemacht habe, die nur zum Lumpen und Geldverthuen da sei. Voll Aerger und Verdruß war der Nazi heute noch früher als sonst zu Bett gegangen, aber er konnte nicht schlafen. Das Musizieren und Johlen, Träblen und Tanzen hielt ihn wach, mühsam setzte er sich im Bette auf und stützte den Kopf

in die Hand. „Mein Gott!“, seufzte er, „hätte ich doch mein Haus nicht aus den Händen gelassen, es wäre kein Wirtshaus geworden. — Jetzt ist es zu spät! — Ich bin nichts mehr meister und das Geld, das ich mühsam erhauset und mir am Maul abgepart habe, ist nun alles futsch! — Ich habe kaum mehr ein paar Fünftel und die wird der saubere Schwiegersohn schon noch holen. — Los, los ai, wie's da unnen zugeht! — Los, los! Ist das nicht Tönels Stimme? — Los, los! Er jingt! Dui nimmst dr Bättelsack und ich dr Plunder! — Ja, ja — wer weiß, was noch kommt!“ — Tiefe Wehmut und eine bange Ahnung kamen über den armen Nazi. — Er sann und sann darüber nach und alsgemach schlief er ein — aber der Gedanke an den Bettelsack und Plunder verfolgte ihn auch im Schlafe, er sah den Tönel zerlumpt von Haus zu Haus gehen, den Bettelsack aufm Rücken und hinter ihm wankte mit rotem Gesicht und in zerlumpten Kleidern seine Frau, — das Urfschi.

Luftig und fidel zog der Heubirli Franz mit seinen Töchtern nach Hause, als bereits die Hähne zu krähen angingen.

Als er seinem Häuschen am Waldestrande zuschritt, ließ er noch einen lustigen Jauchzer ertönen und die Meitschi gigelten und lachten, wie die Narren, denn so lustig hatten sie ihren Vater noch nie gesehen.

Der Palast, den der Heubirli Franz bewohnte, war ein kleines Datschihus, kohlschwarz und mit Schindeln gedeckt. Zu ebener Erde gelangte man durch die verlotterte Hausthüre in die rufzige Küche. Von da führte eine Thüre in Stube und Kammer und eine stozige Stiege hinauf zu den zwei Lauben, in deren einer die Töchter schliefen.

Der Heubirli Franz war ein Geißbauer, sein Land reichte nicht aus, eine Kuh zu ernähren. Der Geißstall war an's Häuschen angebaut, im Winter aber loschierten die Geißen im Keller unter der Stube.

Trotz seiner Armut brachte der Franz seine Familie ordentlich durch. Die Meitschi hatten genug Arbeit mit Seidenweben und brachten manchen Bazzen Geld ins Haus, wenn sie wieder ein Wupp zum Fergger getragen hatten. Der Vater ging zudem auf den Taglohn, im Sommer als Heuer, im Winter in's Holz und wenn er nicht daheim war, so molk die Mutter, oder eines der Meitschi die Geißen.

Am Tage nach der Eröffnung der Wirtschaft zum Tannenbaum wurde beim Heubirli Franz wenig gearbeitet. Die Mutter war chybig, daß die Meitli so lange nicht heimgekommen waren. Der Franz hatte einen sturnen Kopf und granzigen Durst, die Webstühle standen leer und die Töchter gähnten, und saßen in der Stube herum, wie die Fliegen beim kalten Wetter. Als es gegen Abend rückte, sagte der Vater, er müsse doch noch einmal zum Tönel uberen, ihm für die gestrige Bewirtung danken und als Geschenk ein Stizi überbringen. Die Mutter muderte etwas, die Töchter aber hatten nichts einzuwenden, am liebsten wären sie selber wieder mitgegangen, denn es hatte ihnen apparti gut gefallen im Tannenbaum.

Als der Heubirli Franz heimkam, war es ziemlich spät und die Töchter schliefen schon in ihrer Laube. Plötzlich erweckte sie ein lautes Gepolter, denn der Vater war in der Küche auf die läge Seite geraten, als er die Stubenthüre suchte und über das Waschüberli gestürchlet. Mühsam richtete er sich wieder auf und suchte Licht zu machen, aber alle Versuche scheiterten an den vertraktten Zündhölzchen, die an der Stelle, wo sie Franz gewöhnlich anzureiben pflegte, heute gar nicht brennen wollten. Kein Wunder, denn der sturne Hausvater war bei seinem Unfall in das Waschüberli zu sitzen gekommen. Nach einigem Suchen fand er endlich die Kammerthüre, dann setzte es noch einen kurzen Disput mit der Frau ab, aber bald darauf verkündete ein kräftiges Schnarchen den Töchtern in der Laube, daß der Vater sich eines gesunden Schlafes erfreue.

Am andern Tag blieb der Heubirli Franz ungewöhnlich lang liegen, er hatte den Schlaf von zwei Nächten nachzuholen. Als er erwachte, konnte er sich nur noch erinnern, daß er dem Tönel ein Stizi gebracht und dafür bei ihm ein ifam gutes Schwarzes getrunken habe. Das Geißkaffe wollte ihm heute gar nicht schmecken, es kam ihm vor, als möge es sein Magen nicht ertragen. Er gab daher seinen Töchtern den Auftrag, ein Schwarzes zu machen. Um nicht doppelt Arbeit zu haben und eigens Geißkaffe anrichten zu müssen, nahmen gleich auch die Töchter am Schwarzen Anteil und die Mutter mußte mithalten, die Schnapsflasche ersetzte die Geißmilch.

Seitdem der Vater Franz im Tannenbaum so freundliche Aufnahme gefunden hatte, zog es ihn immer mehr dorthin. Er kehrte regelmäßig am Sonntag ein, ging auch an den Werktagen immer häufiger zum Tönel und jaßte mit ihm und ein

paar Kameraden oft bis spät in die Nacht hinein. Die Mutter richtete mit ihrem Schmählen nichts aus und die Meitschi fingen immer mehr an, zu machen, was sie wollten, wenn der Vater nicht daheim war. Das ewige Sitzen am Webstuhl verleidete ihnen. Das Schwarze machte sie sturn, und der Fergger hatte immer mehr auszusetzen; die Nester und Fehler beim Weben wurden immer zahlreicher und hatten Abzug am Lohn zur Folge.

Von den Burschen, mit denen die Meitschi im Tannenbaum getanzt hatten, kam der eine und andere immer häufiger auf Besuch, Rosoli und Mandelkernen mußten auf den Tätzsch, es wurde gedorfet und g'halegert bis spät in die Nacht hinein. Die Mutter wagte nichts zu sagen und der Vater saß im Tannenbaum. Blieb er bisweilen daheim, oder kam er dazu, wenn gekiltet wurde, so lachte er und half mit, besonders wenn ein Schwarzes aufgestellt und die Schnapsflasche hervorgeholt wurde.

IV.

Die Mutter in der obern Großenmatt hatte den ganzen Winter hindurch gekränkelt, endlich erlöste sie der liebe Gott von ihren Leiden.

Dem Tönel kam es wohl, daß er erben konnte, denn er steckte bis über die Ohren in den Schulden. Beim alten Nazi war nichts mehr zu holen, der arme Tropf lag den ganzen Tag im Bett und gruchsete und stöhnte, daß es zum Erbarmen war. Ganz kindisch geworden, verlangte er nach seinem Gelde und jammerte in einemfort, es seien Schelmen im Hause.

Als der Sommer heranrückte, erwartete der Tönel ganz bestimmt, ein großer Teil der Fremden, die in's Land kamen, werde den Weg nach dem Tannenbaum einschlagen. Er hatte ein Inserat in die Zeitungen einrücken lassen und zweifelte nicht an einem großen Erfolg.

Lange wartete er umsonst, da traf eines Tages ein Brief ein, in dem sich eine Familie von sieben Personen zum Kurgebrauch anmeldete. Tönel war schier außer sich vor Freude, er verkündete es auf der ganzen Haldenfluh, morgen werden Fremde ankommen, ein ganzer Haufen, wenigstens sieben Personen.

Am andern Tag hatte sich das Urschi herausgeputzt wie an einem Heiligtag und der Tönel hatte den schönsten Tschoppen angelegt. Schon am Morgen früh stand er unter der Hausthüre und schaute auf den Weg hinab, der zu seinem Hotel führte. Erst nachmittags kamen die hohen

Herrschaften an, ein baumlanger und spindelbürerer Herr, ein kleines, bleiches und spitznäsiges Fraueli, eine Kindsmagd mit 4 Kindern, von denen sie das kleinste auf den Armen trug.

Der Tönel war etwas enttäuscht, als er die Herrschaft anrücken sah, das Urscheli machte eine Verneigung, wischte die Hand an der Scheibe ab und streckte sie dem Herrn und der Madame entgegen.

Auch die Aufkömmlinge schienen enttäuscht zu sein, sie betrachteten mit großen Augen das nach ihrer Ansicht kleine Haus und fragten verwundert, ob das das Hotel Tannenbaum sei.

„Ja frili,“ sagte Tönel, „Sind sie willkommen, ich will sie gleich aufen führen.“ Mit diesen Worten schritt er ihnen voran, um ihnen die Zimmer zu zeigen. Der Herr Wirt hatte fünf Zimmer in Bereitschaft, denn die Magd mußte das ihrige verlassen und unter dem Dach oben schlafen, er selber hatte für sich und seine Frau das Kumpelkämmeli eingerichtet. Der Herr und die Madame erklärten aber, ihnen genügen zwei Zimmer, eines für sie und eines für die Gouvernante mit den Kindern. Darauf erkundigten sie sich, ob sich laufendes Wasser im Hause befinde, ob ein Lesezimmer und ein Salon für Damen da sei, ob Bäder zu haben seien. — Der Tönel war sehr verlegen, was er auf all das antworten sollte. Er sagte: ein laufender Brunnen sei vor dem Hause, aber der Damensolon sei noch nicht fertig. Bäder können sie schon haben, er wolle der Magd sagen, daß sie die große Waschstande im Keller unten mit Wasser fülle. Der Herr und die Dame schauten einander an, — sagten aber weiter nichts. Tönel fragte sie noch, wann sie zu speisen wünschten, — und die Herrschaften antworteten, sie hätten bereits gespeist, und wünschten nur am Abend ein „Suppe“ zu nehmen. Der Tönel schüttelte den Kopf und sagte zum Urschi: „Kuriose Herrschaften, die nur Suppe essen wollen.“ —

Inzwischen benutzten die Gäste im Tannenbaum die Zeit zu einem Spaziergang. Sie gingen ums Haus herum, an den Schweineställen vorbei und auf dem einzigen Wege, der zum Gaden führte, weiter. Da es während der Nacht geregnet und auch am Vormittag nicht zu tröpfeln aufgehört hatte, war der Boden ums Haus herum ziemlich weich und schmutzig, zum Entsetzen der Madame, die ihre Kinder nicht genug warnen konnte, als sie freudig in allen Gumpen herumspangen.

Bald kehrten die Herrschaften um, denn es drohte zu regnen. Unter der Thüre seines Hotels erwartete sie der Tönel, die Hände in den Hosentaschen. „Sie haben es heute nicht gut gebreicht,“ redete er seine Kurgäste an. „Es distelet ein wenig. Wollen Sie nicht lieber außen gehen, es ist Ihnen droben baser.“ „Wie, — was sagen Sie?“ entgegnete die Dame; „Basler sind droben? Da werden wir gleich hinaufgehen.“

Droben waren aber keine Basler zu sehen, auch die Suppe, die ihnen Frau Urschi auftrug, wollte ihnen durchaus nicht behagen, und so verließen sie zum großen Leidwesen der Wirtzleute noch am gleichen Abend das Hotel zum Tannenbaum. Seit der Zeit ließen sich keine Fremden mehr auf der Haldenfluh erblicken.

Um so häufiger war der Heubirlifranz in der Gaststube zu treffen. Er machte gern mit dem Urschi und Tönel einen Faß, trank noch lieber ein Schwarzes und kam nun oft unter der Woche und nicht bloß erst am Abend, sondern oft schon am Nachmittag. Inzwischen schalteten und walteten seine Töchtern nach Belieben im kleinen Häuschen am Waldestrand und die Mutter durfte nichts dazu sagen. Sonntags am Abend und oft auch unter der Woche hörte man bei des Heubirlifranzen die Melodien der Handorgel, das Tanzen und Träblen auf dem Fußboden, das Redverkehren der Nachtbuben vor den Fenstern. Das Fauchzen und Fohlen der heimkehrenden Kilter erschallte durch die stille Nacht, aber an's Ohr der Polizei drangen diese Klänge nicht, denn des Heubirlifranzen Hütte lag zu fern von der Residenz und dem Sitze des Gemeindepräsidenten.

Luftig leben kostet Geld und der Heubirlifranz war ein armer Teufel. Er verdiente kaum zu einem Schnaps. Seitdem die Meitschi am Webstuhle liebedlich arbeiteten, hielt der Fergger mit Aufträgen zurück, nach und nach blieben dieselben vollständig aus.

Jetzt wurden die Bagen rar im Hause, aber die Leuten wußten sich zu helfen. Geschwärzelt wurde nun erst recht, das sei die wohlfeilste Art der Verköstigung, sagten sie. Fehlte das Geld zum Zucker und Schnaps, so wurde solches entlehnt und als das nicht mehr gelingen wollte, sann man auf andere Mittel und Wege.

Ende Sommers klingelte es eines Abends beim Zunachten an der Pforte des Frauenklosters im Dorfe, und ein Meitschi mit einem großen Bogenkorb am Arme meldete der Pförtnerin, es sei vom Buherr auf'm Bergacher abgeschickt, der



lasse die Frau Mutter freundlichst grüßen und ihr sagen, er gebe heute Abend seinen Knechten die Emderküechli und da möchte er die ehrwürdigen Klosterfrauen um etwa fünf Duzend Kräpfli, von den gelben, guten ersucht haben, er wolle dann schon mit ihnen abrechnen. Die gute Schwester Pförtnerin ahnte nichts Böses und glaubte dem Meitschi, das so manierlich reden konnte und grüseli unschuldig dreinschaute. Sie holte die Kräpfli, die sogleich in dem großen Korb verschwanden. Hierauf trug die Schwester noch einen Gruß an den Buherrn auf und bemerkte noch: „Die Frau Mutter läßt dem Herrn Buherr sagen, es pressiere dann gar nicht mit dem Zahlen.“ Mit einem freundlichen „Danki Gott“ und „Guten Abend“ verabschiedete sich das Meitschi.

Am gleichen Abend war das nämliche Meitschi mit seinem großen Bogenkorb aber schon bei dem Buherr auf'm Bergacher gewesen und hatte dort einen freundlichen Gruß von der Frau Mutter im Kloster ausgerichtet, sie lasse den Herrn Buherr höflich ersuchen, ihr zwei Maß Schnaps zu geben. Die Klosterknechte bekämen heute die Emderküechli und da sei's halt Uebung, daß man ihnen ein Gläschen Schnaps verabreiche. Den Klosterfrauen sei leider das Schnaps ausgegangen und da wären sie grüseli froh, wenn ihnen der Herr Buherr mit zwei Maß ausshelfen wollte,

sie werden dann schon mit ihm abrechnen. Der Buherr fragte das Meitschi, ob es die Klostermagd sei. „Ja frili,“ antwortete dieses. „Ich bin zwar noch nicht lang dort, aber es gefällt mir grüseli wohl, man hat es aparti gut bei den Klosterfrauen umen.“ Der Buherr holte das Schnaps und die vermeintliche Klostermagd dankte verbindlich und der Buherr sagte noch: „Grüezed mir die Frau Mutter und sagt, es pressiere dann nicht mit dem Zahlen, ich werde schon mit ihr zämen cho.“

Am selbigen Abend ging es lustig zu bei des Heubirlifranzen. Es wurde gezecht und geschmaust, auf dem Tische stand die Kanne mit Schwarzem, daneben die zwei Maß Schnaps vom Buherr und die fünf Duzend Kröpfli von den Klosterfrauen.

Als beim nächsten Kastenmahl der Buherr auch eingeladen war und mit der Frau Mutter zusammentam, da sagte er beim Fortgehen: „Wegen den zwei Maß Schnaps pressiert es dann nicht, laßt nur wieder holen, so viel Ihr wollt, wenn Ihr Schnaps braucht, man kann dann zusammen abrechnen.“ Die gute Frau Mutter machte große Augen. „Jä, Schnaps!? Was für Schnaps meinen Sie, Herr Buherr?“ „Eh — das Schnaps, das Ihr durch die Klostermagd habt holen lassen, ich glaube fast, sie sagte, es sei wegen den Emderküchlenen.“

„Aber Herr Buherr,“ sagte die Frau Mutter ganz verlegen, „Bitti au, wir haben gewiß kein Schnaps holen lassen, kein Tröpfli. Es muß öppä öpper anders gewesen sein. Aber,“ setzte sie nach einer kleinen Pause hinzu und hüstelte leise, „aber, weil sie grad von den Emderküchlenen reden, Herr Buherr“ — und sie hüstelte abermals, „weil sie grad von den Emderküchlenen reden, so werden Sie sich erinnern, daß Ihre Magd“, die Frau Mutter hüstelte noch einmal — „daß Ihre Magd fünf Duzend Kröpfli geholt hat bei diesem Anlaß. Aber bitte, Herr Buherr! B'hüetis Gott, ich sage das nicht, um Sie an's Zahlen zu mahnen, das pressiert sicher gar nicht. Es ist mir nur so in den Sinn gekommen, weil Sie von den Emderküchlenen geredet haben, Herr Buherr.“

Jetzt war die Reihe zu erstaunen am Buherr. Er machte ein langes Gesicht und wollte absolut nichts von den Klosterkröpflenen wissen. Die Frau Mutter war z'tod verlegen, sie wußte nicht was sagen und hüstelte in einemfort. Da lachte der Buherr und sagte: „Am Ende sind wir alle

beide angeführt — das Hexen-Meitli hat uns beide angelogen.“

Daß es bei diesem lustigen Leben beim Heubirlifranz hindersi ging war begreiflich, aber auch im Tannenbaum war das Glück nicht daheim. Tönel spielte viel lieber, als daß er die Rechnung führte, seine Frau verstand vom Hauswesen keinen Pfifferling. Die Magd, welche angestellt werden mußte, bezog einen großen Lohn und ließ aus Gleichgültigkeit vieles zu Grunde gehen.

Die Gäste waren mit dem Essen nicht zufrieden und auch das Getränk fand nicht immer ihren Beifall, in der Gaststube wurde es immer leerer und einsamer. Nur der Heubirlifranz war ein ständiger Gast, obwohl er oft nicht mehr stehen konnte. — Was er verthat, ließ er aufschreiben, vom Zahlen war keine Rede. Rechnungen über Rechnungen gingen ein, aber der Tönel legte sie bei Seite, er hatte kein Geld zum Zahlen. Bald kam der Schuldentreiber und mahnte und drohte, aber der Tönel hatte kein Geld. Der Nazi in seinem Kämmerchen konnte schon längst nicht mehr helfen, das letzte Gültli war verfeßt. Jetzt nahte der verhängnisvolle Martinstag und dem Tönel wurde es angst und bange, wenn er daran dachte, — da beschloß er nach langem Sinnen und Spintisieren, nochmals bei seinen Brüdern einen Versuch zu machen und in der obern Großenmatt Hilfe zu suchen. —

V.

In der obern Großenmatt hatte sich inzwischen manches geändert. Der Hansi hatte nach dem Tode der Mutter geheiratet und die junge Frau führte so ziemlich allein das Regiment im Hause. Brav, grundbrav war die junge Großenmättlerin, die Tochter aus einer geachteten und wohlhabenden Familie im Thale, schaffig und klug, auch nicht mehr ganz jung, kein Geiggelmeitli, deren es genug gibt und die meinen, nicht früh genug heiraten zu können. Es hat einmal einer behauptet und dabei nicht so ganz unrecht gehabt, es wäre eher möglich, mit Kreidenmehl Knöpfe anzunähen, als ein Weibervolch zu finden, das nicht gerne heiraten möchte. Des Hansis Kathri aber war nie eine von dieser Sorte gewesen. Sie betrachtete den Ehestand nicht als ein Privatvergnügen, dem man sich leichtsinnig überlassen dürfe, sondern als etwas Wichtiges und Heiliges und als einen Schritt, den man nicht ohne ernstliche Ueberlegung thun dürfe. Darum pressierte es ihr mit dem Heiraten nicht

und sie hielt gehörig Rat mit ihren Eltern und dem Seelsorger, bevor sie dem Hansi das Jawort gab. Der Hansi war auch keiner von den Schützigen und kein Jasti, er besann sich lange genug, bis er sich zu etwas entschließen konnte, aber gefunden haben die zwei einander eineweg und sie lebten glücklich und zufrieden. Die Leute sagten zwar, die Kathri sei eine Käse und es sei nicht gut mit ihr Chriestl essen. Der Hansi stehe grüseli unter dem Pantoffel und die Frau habe die Hosen an — aber was wissen die Leute nicht alles zu sagen! Eines ist sicher, in der obern Großenmatt herrschte eine ganz andere Ordnung und ein ganz anderes Leben, seitdem die Kathri eingezogen war. Seit dem Tode des Vaters Hansi Sepp sel. war da manches wackelig geworden und seit dem Tode der Mutter stand es erst recht schlimm. Das Theresli war ein gutes Meitschi, aber den Buben wurde es nicht meister. Von diesen wollte jeder regieren. Wenn der Hansi etwas sagte, so wurde der Fränzel taub und fuhr ihm über's Maul; das mochte der Hansi nicht erleiden, er nahm den Hut und ging zum Tönel appen in's Wirtshaus und trank oft in den Chyb hinein. Das Theresli war gerade keine Hexe im Kochen, Fleisch brachte es keines auf den Tisch, weder am Sonntag noch in der Faschnacht, da gab es immer nur Herdäpfel und Suiffi und Suiffi und Herdäpfel. Da ließen sich die Buben hinter das Schwarze und dem Theresli war es gleich, — da mußte es ja nicht kochen. Sobald aber die Kathri einzog, da machte sie kurzen Prozeß, Stube und Kammer wurden gewaschen und gefegt, der Schmutz auf der Stiege verschwand, die alten Fenstervorhänge wurden entfernt und durch neue, blendend weiße ersetzt, die runden Fensterscheiben glänzten blankgeputzt. Selbst die Holzbeige vor dem Hause machte eine andere Gattig und im Gärtlein, in welchem die Nesseln bisher üppig gediehen, blühten nun neben dem Chabis und den Winderbsen duftende Nägeli und hübsche Rosen. Kurz und gut, in der obern Großenmatt sah seit Kathris Einzug alles so sauber und nett aus, daß der alte Hansi Sepp sicher seine größte Freude daran gehabt hätte, wenn er das hätte sehen können.

Am Morgen wurde zeitig aufgestanden. Zum Kalaken gab es ein kräftiges Milchkafee; war strenge Arbeit zu thun, so kam ein Herdäpfelbrausi dazu. Z'Mittag verstand die Kathri eine gute Suppe zu kochen, ein Mäckli Fleisch wurde

auch aufgetragen, besonders an Sonn- und Festtagen, bisweilen sogar unter der Woche. Die Speisen waren kräftig und gesund. Z'Abig und z'Nacht mußte keines Hunger leiden, alle bekamen z'essen gnug. Am Abend wurde der Rosenfranz gebetet und dazu fünf Vaterunser noch extra für Vater und Mutter sel. Alle gingen rechtzeitig zu Bette. Der Hansi sagte nichts mehr davon, daß er zum Tönel appen wolle und der Fränzel ließ nichts mehr merken, als es kein Schwarzes mehr gab, dafür aber ein gutes Milchkafee auf dem Tische stand und Käse und Brod und darneben dürre Birnen in einem Körbli. Er sagte auch am zweiten und dritten Tage nichts, am vierten endlich fragte er ganz ruhig, ob das Schwarze außer Kurs geraten sei. Die Kathri schaute ihren Schwager ganz verwundert an und sagte: „Ist es wirklich einst hier im Hause Mode gewesen, schwarzes Gift zu trinken? B'hüete mich Gott, daß ich je einem Menschen solches Zeug aufstelle und ihn an Leib und Seele zu Grunde richte!“ D'rauf fragte sie, ob etwas am Milchkafee fehle, ob es ihm zu lugg sei und ihm nicht wohl thue. Der Hansi habe ihr gesagt, der Vater sel. habe nie Schnaps getrunken und er sei doch alt geworden und sei ein Mann gewesen, vor dem noch mancher große Herr den Hut gelüpfst habe. Der Fränzel schwieg ganz zerknirscht, da fuhr die Kathri fort: „B'hüetis nei, Schnaps gehört nicht in's Haus. Das ist des Teufels Mixtur und nach der habe ich keinen Appetit.“ „Ja, ja“, sagte der Hansi, „Schnaps muß mir kein's mehr in's Haus. Da will ich lieber recht z'essen und hie und da ein Mäckli Fleisch, als solches G'füß, das einem die Nerven kaput macht in kurzer Zeit. Etwas Most oder ein Gläsli Wein wird's schon noch geben beim Holzen oder im Heuet und das thut einem doch noch besser, als schwarzes Gift, meine ich.“

Seither sagte der Fränzel nichts mehr vom Schwarzen und der Hansi dankte im Stillen Gott, daß er noch rechtzeitig aufgehört habe zu schwärzen, bevor ihm das zur Leidenschaft geworden war.

Eines Tages, es war im Spätherbst, saß die Kathri am großen Tisch in der Stube vor einem mächtigen Haufen Aepfel und rüstete mit dem Theresli dieselben für's Dörren. Da klopfte es an die Thüre und auf ein kräftiges „Herein!“ trat der Schwager Tönel in die Stube. Kathri erschreckt schier, so schaute der Wirt zum Tannen-

baum aus. Sein Gesicht war gerötet und aufgedunsen, und blaurot leuchtete die Nase draus hervor. Die Augen waren blutig unterlaufen, der Blick stier und matt. Die Kleidung war fadenscheinig und abgetragen, sie starrte von Schmutz, an manchen Stellen waren Rock und Hosen zerrissen oder miserabel geflickt.

„Guots Tägeli!“ grüßte der Eintretende. „Ist der Hansi nicht daheimen?“

Die Kathri stand auf, wischte die Hand an der Scheibe ab und reichte sie zum Gruße ihrem Schwager. „Guten Tag, Schwager“, sagte sie. „Ich glaube, der Hansi schafft im Gaden änen, — geh’ Thereseli und sage ihm, er solle heraufkommen. Nehmet Platz, Schwager,“ fuhr sie freundlich fort und schob dem Besucher eine Schobelle hin. „Schön Wetter heute“, sagte sie, als sich der Tönel gesetzt hatte, und begann wieder Äpfel zu beschneiden. „Es könnte noch einen Martisommer geben.“ Beim Worte Martisommer fuhr es dem Tönel eigentümlich durch den Kopf, er schielte nach der Schwägerin, um zu erforschen, ob sie öppen habe spätzeln und sagen wollen, der Marti könnte dem Tönel noch heiß machen. „’S ist Föhn in der Luft“, sagte er endlich „und wenn der nachläßt und die Bys Meister wird, dann haben wir wieder Sudelwetter.“ Tönel schwieg, er war heute gar nicht redselig und man konnte es ihm steinhart anmerken, daß er es lieber gesehen hätte, wenn die Schwägerin nicht in der Stube gewesen wäre. Er hätte lieber mit dem Hansi allein geredet. Die Kathri aber saß ruhig hinter ihren Äpfelschnitzen und suchte das Gespräch notdürftig im Gange zu erhalten, indem sie fortfuhr, vom Wetter zu reden. Glücklicher Weise ging es nicht gar lange, so polterten Hansis grobe Schuhe die Stiege herauf, bald trat der Berufene in die Stube. Er grüßte seinen Bruder freundlich und lachte, als dieser sagte: „Hansi, du bist lange nicht mehr bei mir unnen gewesen, da muß ich den doch einmal zu dir kommen.“ „Ja“, entgegnete Hansi, „ich habe grad apparti nichts Wichtiges bei dir unnen zu thun gehabt und da bin ich am liebsten daheimen. Magst nicht ein Glas Most z’Füsi, Tönel?“ „Danki“, sagte der Tönel, „habe grad jetzt Kaffe gehabt.“ Die Kathri schaute verwundert auf, als sie ihren Schwager von Kaffe reden hörte. „Jetzt mag ich nicht trinken — aber ich habe mit dir noch öppi reden wollen, Hansi.“ Bei diesen Worten schaute er nach der Kathri hinüber,

als wollte er dem Hansi einen Deut geben und ihm sagen: „Schick’ die Frau in die Küche, die braucht nicht zu wissen, was wir verhandeln.“

Der Hansi verstand den Wink schon, aber es war ihm nicht darum zu thun, etwas merken zu lassen, zumal da eine Ahnung in ihm aufstieg, wozu der Besuch da sei. „He so nu so deh“, sagte er und setzte sich auf’s Ofenbänkli. „Was hest du z’brichten?“

Der Tönel wollte mit der Sprache nicht heraus, er nurggete nur etwas vom schlechten Sommer und wie es böß sei zu bauen in der jetzigen Zeit und wie teuer man Alles bezahlen müsse, wie unverschämt die Leute seien und einen „z’bschiffen“ suchen, wo sie nur könnten. Es verleide ihm schier zu wirten. „Das habe ich mänglich auch gesagt“, entgegnete Hansi, „daß das Wirten für dich absolut nichts ist und für’s Urschi noch weniger. Der Chrisilochnazi hat dir ja das Land abgetreten, es ist daher besser für dich, wenn du auf’m Land arbeitest und nicht Alles verhudlen lässest.“

Früher wäre der Tönel bei einem solchen Ravelantis taub geworden, aber heute ließ er nichts merken, obwohl es in ihm sott und gährte, wie in einem Faß voll neuen Most.

„’S wär schon das Best“, sagte er nach einigem Nachdenken, aber weist, die Frau ist nicht für’s Arbeiten auf’m Land und beim Buirä



luogt heutigentags auch nicht viel heraus.“ Der Hansi sagte nichts darauf, dachte aber seinen Teil bei sich. Kathri arbeitete bei ihren Aepfelschnitzen drauf los und schien nichts zu hören; der Tönel schwieg. — Eine Zeitlang war es mäuschenstill in der Stube, man hörte nur das Ticken der Wanduhr. Endlich nahm der Tönel wieder das Wort. „Ja, ja, es ist böß machen heutzutage. Wenn man etwas leisten will, so muß man halt Geld haben — ja, Geld. — Ich wüßte schon ein Geschäftchen für mich, ein einträgliches, einen guten Schick — aber, weist Hansi, ich habe mein Geld in meinem Haus innen. S Bauen hat halt gekostet, viel gekostet, aber ich weiß sicher und bestimmt, wenn mir einer öppis Gelds vorstrecken würde, ich wollte ein G'schäftli machen — bigost — wie kein zweites!“ —

Der Hansi gab der Kathri verstohlen einen Blick, aber die Kathri schnitzte Aepfel, wie besessen und schaute nicht auf.

Nach einer Pause fuhr der Tönel weiter: „Hansi, wärest du nicht so gut und strecktest mir ein paar Hundert Fränkli vor, — gewiß und bimeich — du mußt nichts verlieren dabei, — im Gegenteil, innert einem Jahr zahle ich dir das Geld zurück und gebe dir noch einen hübschen Zins, — gewiß und bimeich.“ — Der Hansi schwieg, er schaute verstohlen nach der Kathri, — endlich sagte er:

„Jä, — weist Tönel, — ich habe selber nicht viel Boriges, und — übers Geld bin ich halt auch nicht allein meister, — weist, wir sind unser zwei, — und die Frau hat auch etwas dazu zu sagen — weist.“

„Ja, d'Frau,“ sagte der Tönel, „die hat nichts dagegen und am Ende ist doch der Mann Herr über den Geldsäckel, meine ich.“

Jetzt konnte sich die Kathri nicht mehr halten; sie warf das Messer auf den Tisch, daß es klappte und rief: „Ja schon, die Männer sind meister übers Geld, wenn sie alles verkaufen und verputzen, verludern und verunschicken. — Ich denk', der alte Chriesilochnazi könnte auch erzählen, wer meister ist übers Geld — daß Gott erbarm! Au Leute, die schaffen könnten, aber nicht wollen, an die reute mich jeder Rappen.“

„Nu, nu!“ wollte der Hansi beschwichtigen, aber die Kathri war im Zug und gab nicht nach. „Man weiß schon, Tönel, wo das Geld hin kommt, das du meinem Manne ablusen willst. — Ich für meinen Teil bin absolut nicht einverstanden, daß dir mein Mann nur einen Bazen

entlehnt, ich weiß wohl g'nug, daß wir betrogen wären, wir haben kein Geld, zum Wegwerfen.“

Jetzt hatte der Tönel genug. Er sprang von der Schobelle auf und stieß sie polternd unter den Tisch. „Beim Donners Schies und Hagel, du Her!“ rief er, „du brauchst mir nichts vorzuhalten, ich weiß schon, woher du bist und was du in die Großenmatt bracht hast. Sei froh, daß du hier genug z'essen bekommst und halt's Maul, wenn ich mit meinem Bruder G'schäfte habe“

„Was G'schäft!“ rief die Kathri, kam hinter dem Tische hervor und stellte sich dem Tönel gerade vor die Nase. „Was G'schäft! Was, du willst G'schäfte machen, du Lump!“ „Nid, nid ä so!“ wehrte Hansi, „bleib ruhig, Kathri! Du weist ja schon, daß ich dem Tönel kein Geld gebe. Geh' du, Tönel, du hast deine Sache schon bekommen, weist. Hättest du zum Sachli gluogt, es stünde besser mit dir, — aber helfen kann ich dir nicht, gewiß nicht, weist.“

Mit diesen Worten schob er den Tönel hübscheli zur Thüre hinaus und schloß dieselbe.

Der Tönel brachte in der Aufregung kein Wort hervor; er polterte die Stiege hinab und bekam die Sprach erst wieder, als er vor dem Hause stand. Da erstellte er sich und rief gegen die Stubenfenster hinauf seiner Schwägerin ein paar Titel, die in keinem Anstandsbüchlein zu lesen sind.

VI.

Am Abend desselbigen Tages war der Wirt zum Tannenbaum in keiner guten Laune. Boll Täubi war er aus der obern Großenmatt heimgekommen und hatte den Zorn mit einem Gläschen Schnaps appenzuspülen gesucht. Aber da hatte er nur Del ins Feuer gegossen. Jetzt erst fing er recht zu schimpfen und aufzubegehren an über seinen Bruder und dessen Frau, und das Urschi half ihm dabei und unterstützte ihn getreulich.

Als der Tönel ein wenig ausgetobt hatte, kam der Heubirlifranz und verlangte ein Stifeli Schnaps. Da niemand in der Wirtsstube war, so setzte sich der Tönel zu ihm. Der Franz merkte bald, daß seinem Nachbar etwas in die Beine geraten sei und er fing hübscheli an zu fürscheln und zu frägelen, bis er es richtig herausbrachte, daß der Tönel mit seinem Bruder und dessen Frau z'hinderläß sei.

„Da sind die zwei Rechten zusammengekommen, die passen zu einander,“ spottete der Heu-

birlifranz. „Er ist ein Geizteufel und sie eine Here.“ —

„Ja, das ist sie!“ lärmte der Tönel; er konnte sich nicht überwinden und erzählte seinem Freunde, wie es ihm heute in der obern Großenmatt gegangen sei. „Dank du Gott, Tönel!“ erwiderte darauf der Franz, „daß du denen da oben nichts schuldig bist. — Bigost ein Kerli wie du, braucht nicht zu erchlüpfen! — Wenn ich dich wäre, ich wüßte schon, was ich thun würde!“

Der Tönel stierte auf die Tischplatte und zeichnete mit dem Finger allerlei Figuren in's Schnaps, das der mit seinen Händen zitternde Franz verschüttet hatte, endlich sagte er langsam: „Ja, ja, du hast gut reden. Du weißt dir schon zu helfen, — du hast nicht viel zu riskieren. Aber unsereins . . . die verdamnten Schulden-treiber, wenn nur die nicht wären!“

„Bah, pah!“ sagte der Franz, zündete sein Pfeifchen an und nahm einen tüchtigen Schluck aus dem Gläschen, das der Tönel wieder gefüllt hatte. „Bah, pah! man muß es nur anzukehren wissen . . . Bigost, Tönel, hast du nicht ein prächtiges Haus, — ganz neu gebaut?“ — „Du meinst, ich sollte es verkaufen?“ „Nicht einmal, gar nicht verkaufen.“ „Ja, was denn, was meinst?“ „Hast du es nicht versichert?“ „Wohl freilich, 's kostet mich genug, Jahr für Jahr.“ „He, bigost, so mach' doch, daß du auch einmal etwas davon hast, von der malefiz Affekuranz.“ Der Tönel spitzte die Ohren, — eine Ahnung stieg in ihm auf. „Was meinst du damit?“ fragte er leise. Der Heubirlifranz schaute sich noch einmal in der Stube um, um sich zu vergewissern, daß niemand da sei, dann neigte er sich näher zum Tönel hinüber und sagte ihm ins Ohr: „Sei kein Narr, Tönel! Wenn's einmal ein Feuerlein gäb --- bigost! — du kämest zu Geld, daß du drauß zwei Häuser bauen könntest, — verstehst mich!“

Der Toni fuhr immer noch mit dem Finger in dem versudelten Schnaps herum, er grübelte und sann, — der Fränzel fuhr fort: „Wie schnell kann es etwas geben, ohne daß du dran schuld bist, verstehst! — ganz per Zufall in der Küche, oder im Kamin, verstehst! — ganz per Zufall! — und du bist nachher froh, daß es so gegangen ist —.“

„Aber es wäre doch himeich schad um das schöne Haus,“ murmelte der Tönel — „und die hübschen Möbel.“ „Was nützt dir das Haus,“ sagte der Franz, „wenn sie dich eines schönen

Morgens drauß fortjagen, — verstehst? — Und was die hübschen Möbel anlangt, — he, da kannst du schon dafür sorgen, daß sie noch rechtzeitig gerettet werden. Meinst nicht auch? — Ich hab' daheim eine leere Laube, drin hätte viel Platz, — und wenn die Leute von der Affekuranz nachfragen — verstehst — dann ist halt alles verbrannt — hä hä!“ —

Der Tönel kaute an den Fingernägeln und studierte und studierte. Drauf holte er die Schnapsflasche und schenkte dem Heubirlifranz noch Eins ein und die Beiden saßen noch lange beisammen und sprachen leise, leise mit einander.

Eine Woche verging, der Tönel hatte während dieser Zeit auffallend viel zu thun im Hause herum. Bald war er droben auf'm Dachboden, bald drunten im Keller und wenn es Nacht wurde schickte er die Magd frühzeitig in's Bett, auch wenn der Heubirlifranz noch da war.

Die Magd war nicht gewohnt, so früh zu schlafen, auch hatte sie sich den Tag über nicht so angestrengt, daß sie müde war. Wenn sie im Bette lag, hörte sie ein Schleichen und Gehen die Stiegen auf und ab, dazwischen vernahm sie das Wispeln von Leuten und das Krächeln der Stiegenbretter, einmal wurde sie sogar durch ein förmliches Gepolter aufgeschreckt, — dann war es wieder ruhig. Das kam der Magd sonderbar vor, sie stand auf und giggelte zur Thüre hinaus, sah aber nichts. Jetzt schlich sie an's Fenster und öffnete es leise, da war es ihr, als höre sie vor dem Hause Fußtritte. — Es war dimmerchydige Nacht, kein Sternlein glänzte am Himmel, aber der Magd war es doch, als sähe sie zwei Männer mit Bündeln auf dem Rücken vom Hause wegschleichen.

Am andern Abend paßte die Magd noch eifriger auf und da der Mond ein wenig schien, so sah sie ziemlich deutlich den Tönel und den Heubirlifranz mit etwas Schwerem beladen den Weg nach des Letztern Haus einschlagen. Als sie am andern Morgen das Stübli wischen wollte, fand sie es verriegelt, in der Wirtsstube aber waren die schönen Sessel nirgends zu sehen und die Stockuhr auf dem Kantrum war fort.

„Die Stockuhr ist nicht mehr in der Wirtsstube,“ sagte sie zum Tönel, der eben die Stiege heraufkam. „Sie ist beim Uhrenmacher,“ entgegnete der Wirt. Die Magd konnte aber nicht recht begreifen, wie die Uhr zum Uhrenmacher kam, da seit zwei Tagen niemand in's Dorf hinabgegangen war und zudem kam es ihr kurios

vor, daß man eine Uhr, der nichts fehlte, zum Uhrenmacher trug.

Am Nachmittag hörte die Magd in der Dachkammer herumhantieren, achtete aber nicht weiter darauf.

Am Abend stellte sich der Heubirli Franz zur gewohnten Zeit ein, sogleich setzte sich der Tönel zu ihm in's Stübli und auch das Urscheli gesellte sich zu ihnen. Der Herr Wirt war heute gegen seinen Gast freigebig, wie noch nie. Flasche um Flasche wurde aus dem Keller geholt und gehöhlt. „Ich muß Guraschi haben“, sagte der Tönel, „denn hinecht muß noch etwas gehen — gelt Franz, du bist auch dabei?“ Der Heubirli Franz zwingete mit den Augen und lachte. Das Urscheli gab der Magd auch ein Glas Wein und schickte sie dann zu Bette.

Der Heubirli Franz war heute voller und toller als je. Er schwatzte verkehrtes Zeug und wollte den Tönel umarmen, aber der Tönel mahnte, es sei jetzt Zeit für ihn heimzugehen, und als er nicht aufstehen konnte, griff er ihm unter die Arme und führte ihn zur Thüre hinaus und die Stiege hinunter. Es war dem Tönel offenbar darum zu thun, seinen Kameraden fortzuhaben.

Der Heubirli Franz zeigte wenig Lust, den Heimweg anzutreten, er wußte nicht, wo aus und an. In seinem Kopfe drehte sich alles wie im Wirbelwind herum, Haus und Gaden, der Brunnen vor dem Haus und der Birnbaum darneben; alles tanzte im Kreise um ihn herum, wie besessen. Franz lehnte an der Hausthüre, die der Tönel hinter ihm verriegelt hatte, und fing an, mit den Fäusten auf dieselbe loszudrommeln. — „Tönel! Tönel!“ schrie er dazwischen. „Tönel uf!“ aber der Tönel hörte nichts.

Endlich verleidete dem Heubirli Franz das Trommeln und an der Hausmauer sich haltend, tappte er im Finstern weiter, ohne zu wissen, wo aus und an. So kam er endlich um die Hausecke herum hinter das Haus zu den Säuställen, die aber gegenwärtig leer standen. Jetzt erwischte er die Thüre, sie gab nach und der Trunkenbold taumelte hinein und fiel der Länge nach auf's Stroh. Bald schnarchte er drauf los, als wären ein Rudel Schweine in ihren Palast zurückgekehrt.

Auch die Magd im Hause schlief wie ein Murmeltier — sie hatte die zwei vorhergehenden Nächte wenig geschlafen. Plötzlich schreckte sie ein langgezogener, wehmütiger Ruf: „Füriooo“

aus dem Schlafe. — Die Kammer war hell erleuchtet, durch die Fenster flammte blutigroter Schein. — „Füriooo — Füriooo! Es brennt!“ gellte draußen schaurig der Ruf durch die stille Nacht. „Jesus, Maria!“ schrie die Magd und kleidete sich vor Schrecken zitternd, hastig an. In der Nachtkappe und im Unterrock eilte sie die Treppe hinab, hinaus in's Freie. Der Tönel war schon draußen und gebärdete sich wie von Sinnen. In einemfort lief er um's Haus herum, aus dessen Dachgiebel die Flammen hoch aufschlugen und schrie mit heiserer Stimme: „Hälfid! Löschid! Fürio, Fürio — Rettid, Löschid, Fürioo —“

Schon stand der ganze Dachstuhl im Feuer, schon züngelten die Flammen aus den Fenstern des obern Stockes, dichter Rauch qualmte auf und Feuergarben sprühten gen Himmel. In der obern Großenmatt war es lebendig geworden, der Hansi und Fränzel, die Kathri und das Theresi eilten im schnellsten Laufe mit Kübeln und Melchtern herbei und aus des Heubirli Franzens Haus kamen die drei Weiltli heulend und lärmend gelaufen. Im Thale unten fingen die Sturmglocken zu heulen an und da der Brand auf der Halbenfluh weithin sichtbar war, sammelten sich bald ein Trüpplein Leute auf der Brandstätte. Der Tönel sprang noch immer wie unsinnig um's Haus herum, das Urschi schrie und lärmte, als stecke es am Spieß, es lief in die Stube hinauf und wollte retten und flöcken, aber im Schrecken wußte es nicht, was es that. Jetzt riß es einen Spiegel von der Wand und warf ihn zum Fenster hinaus, dann stürzte es den Glaschrank um, daß Gläser und Guttern in tausend Stücke gingen, endlich riß es sich die Haarnadel aus den eigenen Haaren und warf sie dem geretteten Spiegel nach, dann eilte es in die Kammer und nahm den Geldsäckel aus dem Sonntagsrock; den Rock aber ließ es liegen und lief wieder vor's Haus.

„Ist niemer mehr im Haus?“ rief Hansi; „wo ist der alte Vater?“ „Jesses Gott! der Vater, der Vater!“ schrien jetzt Tönel und Urschi zugleich — aber der Hansi war schon die Stiege hinaufgesprungen und in die mit Rauch und Qualm erfüllte Kammer eingedrungen, wo der alte Chriesilochnazi im Bette jammerte und stöhnte. Mit kräftigen Armen packte der Großenmättler den alten Mann sammt der Bettdecke und trug ihn aus dem Hause, ein paar Minuten später stürzte die Zimmerdecke ein. —

Inzwischen waren immer mehr Leute herbei gekommen. Man suchte zu retten, was noch zu retten war, Küchengeschirr und Bettzeug, Stühle und leere Gänsterli u. s. w. Der Fränzel erwischte einen Sack voll Bollen und trug ihn zum geflöckten Zeug. Des Heubirlifranzen Meitli waren schon mit allerlei Sachen schwer beladen und wollten damit ihrem Hause zueilen, aber der Gemeindepräsident, der auch herbeigeeilt war, gebot ihnen Halt und befahl, die geretteten Gegenstände nach der andern Seite und in die obere Großenmatt zu tragen, wo der Wind nicht hinwehte. Da stellte er die Kathri als Wache hin und die Heubirlitöchter gaben das Flöcken auf.

Der Gemeindepräsident war wieder bei den Leuten vor dem brennenden Hause erschienen, — er sah wohl ein, daß bei dem Mangel an Wasser und der Unmöglichkeit, die Spritzen auf die Höhe zu bringen, das Haus unrettbar verloren sei. „Räumt den Keller und dann reißt die Wände ein“, kommandierte er. — „Es wird doch niemand mehr im Hause sein?“ Auf einmal fingen des Heubirlifranzen Meitli zu heulen und zu lärmern an: „Wo ist au der Vater, üse Vater?“ Gleichsam als Antwort ertönte ein furchtbarer Schrei hinter dem Hause hervor, wo die Flammen bereits die Schweineställe ergriffen hatten und über das dürre Schindeldach hinhuschten. Schon hatte das Stroh in den Ställen Feuer gefangen, da schnellte aus den Flammen eine Gestalt auf, mit versengten Haaren und brennenden Kleidern stürzte der Heubirlifranz heraus und brüllte wie ein Stier. „Der Teufel, der Teufel!“ heulte er entsetzlich, — „ich bin in der Hölle, ich bin verdammt!“ Der Anblick des in Flammen stehenden Hauses steigerte sein Entsetzen. — „Weg, weg, ihr Teufel,“ schrie er in einem fort. — „Ich habe es nicht angezündet — ich — ich nicht!“ — Seine Töchter umringten ihn und heulten mit ihm, — da sank ihr Vater bewußtlos zusammen.

„Bringet den Mann in sein Haus“, befahl der Gemeindepräsident. Zwei kräftige Männer hoben den stöhnenden Franz auf, da fing der Arme abermals an zu schreien und dreinzuschlagen. „Weg, weg, ihr Teufel! — Ich hab's nicht anzündt, ich nicht! Laßt mich los, ihr bösen Teufel!“

„Er hat das Drilirium“, sagte einer der Männer. — „Er meint, der Teufel wolle ihn nehmen.“ — Schweigend trugen sie den Unglücklichen heim und übergaben ihn seiner Frau.



Bei der Unmöglichkeit, das Haus zu retten, beschränkten sich die Leute darauf, das Feuer von dem nahestehenden Gaden abzuhalten, die Wirtschaft zum Tannenbaum überließen sie ihrem Schicksale.

VII.

Wenige Stunden hatten genügt, das neue Haus in der untern Großenmatt, die Wirtschaft zum Tannenbaum in einen Trümmerhaufen zu verwandeln. Dicker, qualmender Rauch stieg aus den öden, schwarzen Mauerresten, da und dort züngelte eine Flamme aus der noch glühenden Asche. Abseits saß das Urschi auf einem geretteten, blau angestrichenen Kasten und weinte, der Tönel wühlte mit einem Feuerhacken in den Steinen und im Schutt herum; wie er zum Fränzel sagte, wollte er nach geschmolzenem Geld suchen, aber der Fränzel konnte sich der Bemerkung nicht enthalten, daß das Geld schon vor dem Brande geschmolzen sei. Die noch stehenden Mauerreste wurden soviel als möglich noch ganz niedergerissen, damit, wie der Tönel sagte, dieselben nicht abgeschätzt und die Brandentschädigung nicht vermindert würde.

Nicht weit vom Hause in der obern Großenmatt lag ein Haufen Gegenstände, die beim Brande gerettet und hierher geflücht worden waren, meist altes Gerümpel, wenige Sachen von Wert.

Vor dem Haufen stand der Gemeindepräsident und schüttelte den Kopf: „Es ist wenig gerettet worden“, sagte er zu Hansi und der Kathri, die in der Nähe standen. „Wenig, sehr wenig, alles Plunder, schier kein Bettzeug, fast keine Möbel.“ — Am Boden lag ein Sack zur Hälfte mit etwas angefüllt. Der Präsident stieß mit dem Fuße daran und fragte: „Was ist da drinnen?“ Hansi bückte sich und öffnete den Sack, ein Häuflein Bollen kam zum Vorschein. „Kurios“, sagte der Präsident. „Den Bollen hängt man sonst an d’Luft und verschließt ihn nicht in Säcke, — kurios!“ Ein Kistchen, das sorgfältig zugenagelt war, wurde nun ebenfalls auf Befehl des Präsidenten geöffnet. Eine Anzahl Bestecke: Löffel, Gabeln und Messer befanden sich darin sorgfältig verpackt. „Kurios“, sagte der Präsident abermals, „kurios, daß man in einer Wirtschaft die Löffel und Messer in Kisten verpackt und zunagelt.“

Kopfschüttelnd ging er um die zusammengeworfenen Gegenstände herum, als er wieder beim Hansi stand, fragte er ihn: „Weiß man nichts Näheres, wie der Brand entstanden, wo er ausgebrochen ist?“ Hansi erzählte, wie nach Tönels Aussage das Feuer in der Küche oder im Kamin entstanden sein müsse. „Im Kamin?“ entgegnete der Präsident. „Im Kamin, das erst aufgesetzt wurde! Kurios.“ Hierauf folgte er dem Hansi in’s Haus, um nach dem Chriesilohnazi zu sehen.

Stöhnend lag der alte Mann auf dem Kanape, er rang nach Atem, der Schreck der letzten Nacht hatte ihm stark zugesetzt. Der Präsident redete den Greisen an, dieser vermochte kaum zu antworten, aber das Wenige, das er lispeln konnte, zeigte, daß vielleicht gerade in Folge der gewaltigen Aufregung die Besinnung bei ihm zurückgekehrt war. —

Sofort ließ Hansi den Kaplan rufen; der arme Nazi hatte noch das Glück, eine Beicht ablegen und die hl. Wegzehrung empfangen zu können. — Rasch nahm die Schwäche bei ihm überhand und bevor die Sonne untergegangen war, hatte der vielgeprüfte Chriesilohnazi ausgelitten, — er starb sanft und ruhig, ohne Todeskampf.

Das Urschi that wie unsinnig, als der Vater verschieden war, es heulte und schrie und seine Schwägerin Kathri hatte alle Mühe, es etwas zu beruhigen. Hätte die hartherzige Tochter in den letzten Jahren an ihren Vater mehr gedacht

und ihn besser gepflegt, sie hätte ruhiger seinen Tod ertragen können — nun regte sich das Gewissen — aber zu spät.

Stumm und starr stand der Tönel bei der Leiche, auch bei ihm regte sich das Gewissen, — er dacht an sein eigenes Sterben und an das drauf folgende Gericht, — es wurde ihm dabei wind und weh, — doch auch für ihn war es zu spät; — er würgte die aufsteigenden Regungen der Reue hinab und blieb hart und kalt.

Am folgenden Tage kam der Agent der Feuerversicherung in die obere Großenmatt, wo Tönel mit seiner Frau einstweilen Unterkunft gefunden hatte. Beide begleiteten den Mann zur Brandstätte, wo er alles genau untersuchte und besichtigte, Notizen machte und Fragen stellte und zu wissen beehrte, wie, wann und wo das Feuer entstanden sein möge. Tönel schwatzte allerlei verworrenes Zeug und das Urschi wollte immer hineinreden, so daß sich der Agent veranlaßt sah, zu bitten, daß die Frau Wirtin schweigen möge, bis sie gefragt würde. Auch die geretteten Gegenstände ließ sich der Agent zeigen und schien nicht wenig überrascht, als er dieselben genauer besichtigte. —

Das Ereignis in der untern Großenmatt bildete natürlich das Tagesgespräch in der Umgegend und drunten im Dorf. Die Leute munkelten allerlei, die wenigsten wollten glauben, daß ein Kaminbrand am Unglücke schuld sei. Diejenigen, welche Tönels Lage und seine Geldverlegenheit genauer kannten, ließen allerlei Bemerkungen fallen, der Tönel und das Urschi kamen dabei nicht gut weg.

Wie es zu gehen pflegt, daß man gewöhnlich Spritzenprobe hält, wenn es bereits gebrannt hat, so wurde auch nach der Feuerbrunst auf der Haldenfluch der Gemeinderat bezüglich der Feuerverordnung strenger und schickte die Feuerschauer überall hin auf Besuch. Ueberall wurde nachgesehen, ob die Kamine in gehörigem Zustande seien, ob sie regelmäßig gereinigt und geseggt worden seien u. s. w.

Schier der erste Gang, den die Feuerschauer zu machen hatten, war hinauf auf die Haldenfluch. In der obern Großenmatt war alles Feuerwerk in bester Ordnung, denn die Kathri hatte ihren Mann gestüpft und gemahnt bis genug, den Kaminfeger rechtzeitig kommen zu lassen. Von der Großenmatt weg begaben sich die Feuerschauer zu des Heubirlifranzen Haus. Als sie in die Stube traten, bot sich ihnen ein

schrecklicher Anblick dar. Auf dem Ofenbänkli saß der Heubirli Franz in zerlumpten, schmutzigen Kleidern. Mit weitgeöffneten, blutigunterlaufenen Augen glözte er die eintretenden Männer an und als er den Kaminfeiger erblickte, sprang er plötzlich auf und flüchtete hinter den Ofen — indem er mit heiserer Stimme heulte: „Der Teufel, der Teufel! — Es brennt, es brennt — aber ich habe es nicht angezündet!! — Helft — helft — der Teufel!“

Umsonst suchten Mutter und Töchter ihn zu beschwichtigen, er heulte immer stärker, bis die Männer die Stube verließen.

Nachdem die Feuerschauer in der Küche Umschau gehalten hatten, begehrten sie, in die Dachkammer hinaufgeführt zu werden, durch welche das Kamin ging. Den Männern konnte nicht entgehen, wie die Frau und die drei Meitschi des Heubirli Franz bei diesem Verlangen plötzlich totenbleich wurden und heftig erschrocken. „Jä, jä,“ stotterte endlich das Babeli, „jä, in die Laube hinauf können wir euch nicht lassen, die Stiege ist gar grusig stözig, und in der Laube ist eine gar wüste Ordnig, 's sind allerhand Sachen drinnen, wir dürfen euch sicher nicht hinauflassen.“ „Macht alles nichts!“ sagten die Männer. „Wir sind an stözige Stiegen gewohnt und Unordnung haben wir auch schon manche gesehen.“ — Jetzt konnten die Meitschi um alles in der Welt den Schlüssel nicht finden, sie schossen überall umen, wie Wespi, und beteuerten hoch und heilig, der Schlüssel sei verloren gegangen. Da machten die Männer kurzen Prozeß, sie stiegen die steile Treppe hinauf, gaben der Laubentüre einen kräftigen Stoß und diese flog auf. Die Feuerschauer traten ein, und was sahen sie da? In einer Ecke stand der Sekretär, den sie früher oft im Tannenbaum gesehen hatten. Daneben befand sich ein runder Tisch und darauf eine Stockuhr, in der Nähe ein Kanapee und Sessel, kurz, die Laube war mit Möbeln angefüllt, die offenbar nicht dem Heubirli Franz gehörten. Als die Männer staunend all die Sachen betrachteten und dabei vergaßen, nach dem Kamin zu schauen, suchten die Meitschi sich auszureden und sagten, es seien das alles Gegenstände, die beim Brand des Tannenbaum hierher geflücht worden seien. „Ah so,“ sagten die Feuerschauer, „wir hatten gemeint, die geflüchteten Sachen seien alle nach der obern Großenmatt verbracht worden.“ Nachdem sie noch das Kamin besichtigt und alles in Ordnung gefunden hatten, verabschiedeten sie sich.

Am Abend des gleichen Tages noch erschienen auf der Haldensluoh ganz unerwartet zwei Landjäger. Der ein ging hinauf in die obere Großenmatt und lud den Tönel und seine Frau ein, ihm ins Dorf hinab zu folgen. Der Tönel wollte aufbegehren und verlangte zu wissen, warum er mit dem Landjäger zu gehen habe. — Dieser entgegnete, es werde ihm wohl gesagt werden, was man mit ihm vorhabe, — dabei nahm er die Handschellen hervor. Als der Tönel merkte, daß der Mann keinen Spaß verstehe, erklärte er sich bereit, ihm zu folgen.

Nicht lange darauf schritten auch des Heubirli Franzens Meitschi den Waldweg hinab, hinter ihnen ging der zweite Landjäger und gab ihnen ins Dorf hinab das Geleite.

Im Verhör, vor das die drei Mädchen jedes einzeln gestellt wurden, hatte der Verhörriechter bald heraus, wem die Möbel in der obern Laube gehörten und wie sie dorthin gekommen waren. Harter ging es beim Tönel. Dieser verlegte sich aufs Leugnen und schwur hoch und heilig, daß er von allem dem nichts wisse. Da brachte ihm das Urschi alles aus, es weinte und flehte und bat um Gotteswillen, daß man den Tönel nicht ins Zuchthaus thue. Auch die Magd wurde verhört, und als Tönel sich von allen Seiten umgarnt und überwiesen sah, legte auch er ein umfassendes Geständnis ab.

So waren die Würfel gefallen, das schwarze Gift hatte seine Wirkung gethan, das Glück auf der Haldensluoh, das dort einst so schön geblüht hatte, war zerstört.

Tönel saß im Zuchthaus, sein Landgut wurde versteigert, aber die Kaufsumme reichte bei weitem nicht aus, die vorhandenen Schulden zu decken. Das Urschi diente als Magd in der obern Großenmatt, wo die alte gute Ordnung durch die entschiedene Hausfrau aufrecht erhalten wurde. Hansi dankte Gott aus ganzem Herzen, daß ihn seine Kathri noch rechtzeitig vom Verderben errettet hatte, — heilig hielt er seinen Vorsatz, niemals in seinem Hause dem schwarzen Gifte Einlaß zu gewähren.

Des Heubirli Franzens Meitli bekamen für ihren Unterschleif und verschiedene an den Tag gekommene Schelmenstreiche ein paar Monate Korrektionshaus, den Ersatz für die zwei Maß Schnaps und die fünf Duzend Klosterkräppli schenkten ihnen der Herr Buherr und die wohl-ehrwürdige Frau Mutter. Der arme irrsinnige Franz wurde in eine Irrenanstalt verbracht, dort

sah er noch oft den Teufel, bis er — ohne je wieder zur Besinnung zu kommen, starb — an den Folgen des schwarzen Giftes.

Als Tönel seine Strafe im Zuchthaus abgeessen hatte, kam er noch einmal spät abends zu seiner Frau und seinen Brüdern in die obere Großenmatt. — Sein Unglück hatte ihn weich gestimmt, er bat den Hansi und Franz um Verzeihung und empfahl ihnen seine Frau. Dann nahm er von ihnen Abschied, um in der Fremde

einen Dienst zu suchen. Bevor er aber das Haus verließ, wandte er sich noch einmal wehmütig um und sagte zu seiner Frau: „Urshi, es ist doch wahr geworden, was ich am selbigen Abend gesungen habe:

Dui gahst is ober Huis
Und ich gah is under,
Dui nimmst d'r Bättelsack
Und ich d'r Plunder.“

Guter Rat.

„Vor der Hochzeit muß man sie erziehen,
Später ist's verlorne's Mühen!“

So pflegte mein Großvater, Gott hab' ihn selig! oft zu sagen, wenn man auf den Hauskrieg oder die Unverträglichkeit zwischen Eheleuten zu reden kam. Für alles hatte er gleich ein Beispiel zur Hand und so auch für seine Lehre vom Ehestand. Die Geschichte ist kurzweilig genug, daß sie der Kalendermann seinen Lesern vorbringen darf.

In einem Dorfe, wo sagte der Großvater nicht, wohnten in seinen jungen Jahren zwei tüchtige Burschen, der eine von ihnen hieß Kaspar und war der Schmied im Dorf, und der andere hieß Balz und war seines Zeichens ein Müller. Der Schmied war ein Pfliffikus und hatte Haar an den Zähnen, der Müller hatte das Pulver nicht erfunden, aber Geld genug im Sack.

Damals ging unter dem Weibervolk das Gerede: „He, Bäsi, habt ihr's schon gehört? der Schmied und der Müller gehen zu des Kirchmeiers Babeli und Kathri z'Stubeten, man sagt, in der Fasnacht werden sie heiraten.“ Das kam auch wirklich so. In der Fasnacht hielten die Beiden Hochzig und 's ging lustig zu dabei.

Raum ein paar Wochen waren vergangen, da hieß es wieder im Dorfe: „Bäsi, habt ihr's schon gehört? die Müllerin schlägt ihren Mann, den Balzi.“ So war's auch wirklich.

An einem Sonntag nachmittags kam der Balz in den Schlüssel, wo sein Schwager, der Kaspar, bei einem Faß saß und sich wohl fühlte, wie der Vogel im Hanffamen. „He, Schwager,“ sagte der Müller, „du bist gut zweg, aber wart nur, das schlechte Wetter kommt nachen.“ „Wie meinst du das?“ sagte der Schmied und nahm den Müller auf die Seite. „Ah pah,“ sagte der Müller, „verstell' dich nur nicht so! Wir sind

hübsch eingegangen mit unsern Weibern!“ „Wenn du meine Frau meinst,“ entgegnete der Schmied, „so muß ich dir sagen, daß ich es nicht besser hätte machen können.“ „Wer das glaubt,“ sagte der Müller, „der zahlt einen Napoleon.“ Da wurde der Schmied schier taub und sagte zu seinem Schwager: „Wenn du's nicht glauben willst, so komm gleich mit, dann kannst du's selber sehen.“

Auf dem Wege sagte der Kasper zum Balzi: „Wir haben letzte Woche eine Sau gemetzget und du weißt, wie gern meine Frau Speck und Sauerkraut iszt, nun gib acht!“

Vor der Schmiede blieb der Kasper mitten auf der Straße stehen und rief: „Kathri, Kathri!“ Gleich war die Kathri am Fenster und fragte: „Was gibt's?“ „Wirf sogleich die Schüssel mit dem Sauerkraut und Speck auf die Straße!“ sagte der Schmied. „Was?“ rief die Frau und traute ihren Ohren nicht. „Du hörst doch gut,“ rief der Schmied, „die Schüssel mit dem Speck und Sauerkraut sollst du zum Fenster hinauswerfen, hörst du!“ „'S ist schon recht!“ sagte die Frau und gleich drauf flog die Schüssel samt Speck und Sauerkraut zum Fenster hinaus. „So ist's recht, Kathri!“ sagte der Schmied. „Wir haben sonst nichts weiteres wollen, — hab' nicht lange Zeit, wenn ich etwas spät heimkomme. Ade Kathri!“ —

Drauf ging der Schmied mit dem Müller zum Schlüssel zurück. Unterwegs sagte er zu seinem Schwager: „Hast du es nun gesehen? Was sagst du dazu?“ „Boz tausend!“ sagte der Müller, „die ist dressiert. Was hast du mit ihr gemacht? Hast du sie eingesperrt?“ „Nein,“ sagte der Schmied. „Nun, was hast du denn gethan?“